

Ironie und Sarkasmus

Zu den erzählerischen Mitteln in Bärzfuss' Roman *Hundert Tage* gehören Komik und Ironie. Sie werden besonders häufig bei der Darstellung der Schweizer Direktion für Entwicklungshilfe verwendet. Das beginnt schon bei der Beschreibung der Büros: „[...] das Koordinationsbüro der Direktion [...] glich einem Vivarium, einem Würfel mit künstlich hergestellten heimatlichen Bedingungen. Die schweren Gardinen dämpften die tropische Sonne [...], und wer immer in das Koordinationsbüro kam, senkte unwillkürlich die Stimme, als betrete er eine Kirche oder das Wartezimmer beim Arzt.“ (24) ¹ Oder: „Die Geräuschkulisse im Koordinationsbüro überstieg niemals den Pegel einer protestantischen Beerdigung.“ (25) Oder: „Die Botschaft erschien mir [...] wie ein gekühltes Mausoleum, in dem jedes Leben zum Stillstand gekommen war“ (26). Der Gegensatz zur afrikanischen Umgebung ist wohl kaum krasser darzustellen.

Auch die Arbeit der Schweizer wird vielfach ironisch dargestellt, zum Beispiel bei der Schilderung der forstwirtschaftlichen Schule; was die angehenden Forstwirte beim Besuch des Vorgesetzten aus der Direktion zum Besten geben, wirkt auf David Hohl, den Protagonisten, der die verschiedenen Projekte der Entwicklungshilfe kennenlernen soll, wie folgt: „alles in allem auswendig gelernte Phrasen, [...] dargebracht von blau geschürzten Messdienern des Waldbaus, die ihre forstwirtschaftliche Liturgie herunterbeteten [...]“ (33). David lernt „einen [...] Heroen der Entwicklungshilfe“ (35) kennen, der mit seiner Familie in einem der zwei noch verbliebenen Wälder Ruandas lebt. „Zwei Kinder empfingen uns, blonde Engelchen am Rande der Wildnis, die nackten Füße schmutzig, aber ihre Seelen unberührt von allen schädlichen Einflüssen der Zivilisation.“ (35) In seiner überzeichneten, fast parodistischen Darstellung offenbart David einerseits seine naive Vorstellung von der afrikanischen Wildnis als idealem Urzustand (vgl. dazu auch S. 29) und andererseits seinen kolonialen Blick auf die Arbeiter als lernunfähige Figuren, die wie Kinder behandelt werden und entwickelt werden sollen. Dazu passend wird der Ausbilder General genannt und befehligt „eine Kompanie Frontschweine aus der forstwirtschaftlichen Schule [...], die er keinen Moment aus den Augen lassen durfte, weil man den Zöglingen zwar die lateinischen Namen eines jeden Unkrautes eingetrichtert

¹ Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf die Tb-Ausgabe von Lukas Bärzfuss, *Hundert Tage*, München 2010

hatte, nicht aber die Fähigkeit, auch nur eine halbe Stunde ohne Aufsicht zu arbeiten.“ (35)

Bärfuss' Kritik richtet sich allerdings nicht nur gegen die Schweizer, sondern bezieht sich auf die Entwicklungshilfe insgesamt. „Die Hilfsorganisationen waren verrückt nach diesem Land, man trat sich gegenseitig auf die Füße, und es gab buchstäblich nicht einen Hügel ohne Entwicklungsprojekt“ (48). Und noch deutlicher: „[...] die zweihundertachtundvierzig verschiedenen Hilfsorganisationen übertrumpften sich gegenseitig mit immer neuen Entwicklungsprojekten.“ (49) Die Gründe für die Beliebtheit des Landes werden auch genannt. Dazu gehören die für den Mitteleuropäer sehr angenehmen klimatischen Bedingungen und die Schönheit der mehrfach beschriebenen hügeligen Landschaft. Ruanda wird aber nicht nur äußerlich als „Schweiz Afrikas“ bezeichnet, „sondern auch wegen der Disziplin, die in jedem Lebensbereich herrschte“ (178); die Mentalität der Bevölkerung wird als fleißig, arbeitsam, ruhig und autoritätsgläubig beschrieben, Voraussetzungen, die den Erfolg von Entwicklungsprojekten begünstigen. Die Kehrseite dieser nur äußerlichen, vorgetäuschten Disziplin lernt der Erzähler während der hundert Tage des Genozids in Kigali kennen, die ihn erkennen lassen, „dass jeder Völkermord nur in einem geregelten Staatswesen möglich ist“ (178).

Trotz dieser Eignung der ruandischen Bevölkerung für ein geregeltes Gemeinwesen bleiben doch in wesentlichen Punkten unüberbrückbare Gegensätze. So kommt es zum Beispiel zu keinem wirklichen Verständnis, weil die Entwicklungshelfer nicht die Landessprache verstehen, was u.a. zur Folge hat, dass die mit Schweizer Geld errichtete Radiostation in ihrer Sprache die Bevölkerung zum Genozid aufhetzen und diesen organisieren kann. Dem steht gegenüber: „Die Sprache der Vernunft war Französisch und hielt sich an die Bürozeiten von neun bis siebzehn Uhr, Montag bis Freitag.“ (130) Diese Formulierung geht über Ironie oder gar komische Effekte weit hinaus, sie wirkt zynisch und resignativ. Mit der zunehmenden Gewalt in Kigali nimmt die Erzählhaltung sarkastische² Züge an und die Sprache des Romans wird härter: „[...] wir [...] fuhren in die Hölle von Goma [...] tatsächlich befanden sich ganze Kompanien von Presseleuten in Nordkivu.“ (204)

² vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Sarkasmus>

Das Finale bildet die Rückkehr des Protagonisten in die Heimat: „[...] der große weiße Engel landete, ich sank in seinen Schoß, und er brachte mich zurück in das Land der Unschuldigen, und wen es aufnimmt, der wird auch unschuldig.“ (207) David beschäftigt sich in der Folgezeit mit dem Erlebten, indem er hört und liest, was „all die klugen Leute“ (208) darüber denken, und kommt zu dem Ergebnis: „nein, wir gehören nicht zu denen, die Blutbäder anrichten. [...] Wir schwimmen darin. Und wir wissen genau, wie man sich bewegen muss, um obenauf zu bleiben und nicht in der roten Sauce unterzugehen.“ (208)

(Monika Hartkopf)